



Seelsorge als Kernaufgabe der Kirche

„Menschen im Lichte Gottes **begleiten**“

Was Seelsorge bedeutet? Eine Frage, bei der Karin Grau nicht lange überlegen muss. „Für Menschen da zu sein“, antwortet die Kirchenrätin, die im Oberkirchenrat für Krankenhaus- und Altenheimseelsorge zuständig ist. „Aber Seelsorge hat noch eine andere Dimension. Seelsorge bedeutet, Menschen im Lichte Gottes zu begleiten.“

► Die seelsorgerliche Begleitung und Beratung sei eine der Kernaufgaben von Pfarrerinnen und Pfarrern, ist Karin Grau überzeugt. Die Kirche der Zukunft, erklärt sie entschieden, sei deshalb eine **seelsorgende Kirche**. „Und genau das erhoffen sich die Menschen auch von uns.“ Statistiken und Umfragen belegen, dass Gemeindeglieder sich genau diese Art des Beistands von Pfarrerinnen und Pfarrern wünschten. Aber Karin Grau, die selbst als Gemeindepfarrerin, Religionslehrerin und Krankenhausseelsorgerin gearbeitet hat, bevor sie vor drei Jahren in den Oberkirchenrat wechselte, weiß auch, dass die Zeit, die ihren Kollegen in den Kirchengemeinden für persönliche Gespräche bleibt, oft knapp bemes-

sen ist. Verwaltungsaufgaben, Termine und Gemeindealltag machten es vielen oft nicht möglich, in der Weise seelsorgerlich tätig zu sein, in der sie es sich eigentlich wünschten.

Seelsorge braucht Zeit. „Am Rande des Seniorennachmittags oder mal kurz nach einer Veranstaltung geht das nur bedingt“, sagt Grau. Denn wirklich für andere da zu sein, bedeute, eine Atmosphäre entstehen zu lassen, in der sich Menschen von sich aus öffnen. „Und das heißt, ich muss in die Häuser.“ Dass das nicht immer eine leichte Aufgabe ist, weiß die Pfarrerin aus eigener Erfahrung. Aber sie meint auch: „Es lohnt sich“, und verweist unter anderem auf die Besuche bei den Konfirmandeneltern, die oft Anlass für persönliche Gespräche sein könnten.

Solche Termine, sagt Grau, sind große Chancen für jeden Gemeindepfarrer. „bei Beerdigungen, Hochzeiten oder Taufen kommen wir sowieso zu den Menschen“. Hier gelte es, wach zu sein, hinzuhören, hinzuspüren. Denn viele sehnten sich nach seelsorgerlichen Angeboten, „sie haben oft niemanden sonst, mit dem sie reden können, bei dem sie sich unverstellt zeigen können“. Das seelsorgerliche Gespräch passe zwar in einer Gesellschaft, „in der vieles oberflächlicher und öffentlicher abläuft“, nicht zum Zeitgeist, gewinne aber gerade deshalb an Bedeutung: „Viele Menschen sehnen sich nach einem geschützten Raum für persönliche und intensive Begegnungen“, glaubt die zweifache Mutter. In Kliniken und Altenheimen werde



Raum für Seelsorge schaffen

Rund 100 Hauptamtliche und 60 Ehrenamtliche haben im Jahr 2009 Kurse im Seminar für Seelsorge-Fortbildung im Haus Birkach belegt. Das pastoralpsychologische Fortbildungsangebot, das auf dem Ansatz der Klinischen Seelsorgeausbildung basiert, richtet sich an Menschen, die in der Gemeinde, im Krankenhaus oder Altenheim, in Diakonischen Einrichtungen oder in der Schule tätig sind.

Seelsorge, davon ist Gertraude Kühnle-Hahn, die Leiterin des Seminars für Seelsorge-Fortbildung, überzeugt, ist für die meisten Pfarrerrinnen und Pfarrer ein wichtiges Anliegen – aber für viele auch ein Arbeitsfeld, das im beruflichen Alltag oft zu kurz kommt, „weil sie mit so vielen anderen Aufgaben betraut sind, dass dafür wenig Zeit bleibt“, erklärt die Theologin. Ein wichtiges Thema in den Fortbildungen ist deshalb die Frage, wie Seelsorgende wieder mehr innere und äußere Freiräume für die Begleitung von Menschen schaffen können. „Unsere Fortbildungen sind stark an der Erfahrung orientiert und auf die Person bezogen“, erklärt Kühnle-Hahn. Das bietet den Teilnehmenden die Chance zur Entwicklung der eigenen pastoralen Identität in geistlicher, psychologischer und theologischer Hinsicht. Seelsorge gehört zwar schon immer zum **Kerngeschäft von Pfarrerrinnen und Pfarrern**, aber weil sich die Gesellschaft und damit auch der Alltag der Gemeindeglieder verändert, müssen sich Seelsorgende auch immer wieder mit neuen Herausforderungen auseinandersetzen. „Eine wesentliche Herausforderung liegt darin, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer in unserer ausdifferenzierten Gesellschaft mit ganz unterschiedlichen Menschen in einen authentischen, lebendigen Kontakt kommen, damit die Botschaft des

Evangeliums erfahrbar wird“, sagt Kühnle-Hahn. Zunehmend wichtig werde für Seelsorgende auch eine Weiterqualifizierung im Bereich der palliativen Versorgung, da diese immer mehr in den ambulanten Bereich verlagert wird. Und immer stärker nachgefragt werden im Seminar für Seelsorge-Fortbildung auch die Kurse für ehrenamtliche Mitarbeiter, die sich in der Seelsorge einbringen möchten. Zum einen gebe es mehr Menschen, die sich ein solches Ehrenamt vorstellen könnten, meint Kühnle-Hahn. Zum anderen wünschten sich viele die notwendige Kompetenz für ihr Engagement.



Der Arbeitskreis des Seminars für Seelsorge-Fortbildung (KSA) gestaltet das vielfältige Angebot des Seminars.



Die Kirche der Zukunft ist eine seelsorgende Kirche. Das erhoffen sich die Menschen.

deshalb die Seelsorge mehr denn je in Anspruch genommen.

Wichtig seien auch neue **niederschwellige Angebote**, wie zum Beispiel die Citykirchen, durch die auch solche Menschen erreicht werden könnten, die sich in der Gemeinde kaum sehen ließen. Aber es gehe nicht darum, „das Rad ständig neu zu erfinden“, im Gegenteil. Die Kirchenrätin wirbt dafür, sich bei der Begleitung von Menschen auf das Essentielle zu konzentrieren. „Wenn zwei oder drei in meinem Namen eins sind, dann bin ich mitten unter ihnen“ – dieses Jesuswort bringt ihrer Meinung nach am besten auf den Punkt, worum es bei der Seelsorge geht: sich wahrhaftig zu begegnen – in der Gegenwart des Auferstandenen. Diese Gemeinschaft im Glauben

sei vielen Pfarrerinnen und Pfarrern wichtig, versichert die promovierte Theologin und erklärt, sie spüre bei vielen Kollegen eine Sehnsucht, sich wieder stärker auf die seelsorgerliche Arbeit konzentrieren zu können. Denn das Gespräch über wichtige Lebens- und Glaubensfragen stellte jeden Theologen vor neue Herausforderungen. Der eigene Glaube wolle in der Auseinandersetzung reflektiert werden, die eigene Theologie gerade sozusagen auf den Prüfstand. „Und da zeigt sich dann schnell, ob ich mit dem Begriff ‚Gnade‘ wirklich etwas anfangen kann, oder ob ich nur von Liebe rede, sie aber nie erfahren habe.“

Damit die Gemeindepfarrer sich dieser seelsorgerlichen Herausforderung stellen können, braucht es nach Einschätzung von Grau mehrere Dinge: zum einen benötigten sie im beruflichen Alltag die notwendigen **Freiräume für solche Gespräche**. Zum anderen brauchten Seelsorgende selbst immer wieder seelsorgerliche Anregungen, „eine Zeit, in der sie reflektieren und sich mit sich, ihrer Arbeit und ihrem Glauben auseinandersetzen können“. Hier erkennt Grau

bei immer mehr Kollegen die Bereitschaft, solche Angebote auch anzunehmen, „Aufenthalte im Kloster Kirchberg oder auf dem Schwanberg werden stärker nachgefragt als früher“. Und nicht zuletzt seien Seelsorger auf Aus- und Fortbildung angewiesen, sagt die Expertin und verweist auf das „Seminar für Seelsorge-Fortbildung“, dessen Kurse stark nachgefragt seien. Die Bandbreite an Themen und Problemen, auf die Pfarrer in Gesprächen treffen, mache es erforderlich, sich mit Seelsorge und ihren Anforderungen immer wieder auseinanderzusetzen. Und zuletzt, hofft die Pfarrerin, können Gemeindepfarrer noch stärker als bisher von Ehrenamtlichen unterstützt werden. „Dafür Standards zu entwickeln, das steht ganz oben auf unserer Agenda“, erklärt sie und ergänzt, wer im kirchlichen Auftrag seelsorgerlich tätig sei, müsse ausreichend qualifiziert sein. Aus- und Fortbildungsangebote für Laien gebe

„In der Seelsorge den Menschen nahe zu sein und den Zuspruch des Evangeliums weiterzugeben, ist elementare Aufgabe von Kirche.“

Oberkirchenrat Wolfgang Traub



es zwar bereits, verbindliche Qualitätskriterien fehlten aber noch.

Insgesamt blickt die Kirchenrätin optimistisch in die Zukunft: Das Bewusstsein, wie wichtig die Seelsorge sei, sei da, „vielleicht stärker als noch vor ein paar Jahren“. Jetzt gehe es darum, „die Rahmenbedingungen zu verbessern und immer neu nach den Quellen der Seelsorge zu fragen“, sagt Grau und versichert, sie sei zuversichtlich, dass dies gelingen werde. Denn auch dabei gilt die Zusage: „Wenn zwei oder drei in meinen Namen eins sind, dann bin ich mitten unter ihnen.“

Angelika Hensolt

Gottesdienste für Demenzkranke wecken verschüttete Erinnerungen

Drei Frauen und vier Männer sitzen im Halbkreis um den kleinen Altar, der im Andachtsraum des Seniorenzentrums Pfedelbach aufgebaut ist – einige im Rollstuhl, andere auf hellen Holzstühlen mit roten Kissen. Eine kleine, grauhaarige ältere Dame singt monoton vor sich hin, eine jammert leise. Die meisten Pflegeheimbewohner aber blicken apathisch auf den grauen Linoleumboden unter ihren Füßen. Ein Gottesdienst für Demenzkranke im Pflegeheim.

► Als Pfarrerin Veronika Raue die CD mit den Kirchenglocken startet, heben die ersten Gottesdienstbesucher zumindest kurz den Blick. Und beim ersten Lied, das von CD eingespielt wird – „Großer Gott, wir loben dich“ ist es heute – singen dann sogar einige mit. Demenz, das wird die evangelische Theologin Raue nach dem Gottesdienst erklären, bedeutet eben nicht, dass die Menschen alles vergessen. Sondern in bestimmten Situationen oder durch bestimmte Eindrücke kommen

Erinnerungen hoch, die durch die Krankheit eigentlich längst verschüttet waren. „Vor allem an die Dinge, die ihnen wichtig sind, erinnern sich die Menschen trotz Demenz oder Alzheimer“, weiß Raue, die seit fünf Jahren Alten- und Altenpflegeheimseelsorgerin im Kirchenbezirk Öhringen ist und sich auch als Gemeindepfarrerin intensiv mit dem Thema beschäftigt hat: „Ich mag alte Menschen sehr. Und Gott mag sie auch. Das sollen sie so spüren“, sagt die evangelische Pfarrerin.

Weil der Gottesdienst für viele der Pflegeheimbewohner früher zum Alltag gehörte, weil ihnen ihr Glaube wichtig war, ist es immer wieder möglich, diese Erfahrungen in der Andacht neu zu wecken und so die Menschen aus ihrer Apathie zu reißen – zumindest für kurze Zeit. Damit das aber gelingt, ist ein Demenzgottesdienst kein normaler Sonntagsgottesdienst, sondern unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht davon. „Theologische Erkenntnisse spielen hier keine so große Rolle“,

[1]

Theologische Erkenntnisse sind bei Gottesdiensten mit Demenzkranken weniger wichtig als Gefühle und Stimmungen.

[2]

Alten- und Pflegeheimseelsorgerin Veronika Raue spendet allen Gottesdienstbesuchern einzeln den Segen.



[1]



[2]

erklärt Raue. Stattdessen gehe es um **Gefühle und Stimmungen**. Und um die vertrauten Inhalte, an die sich die Menschen von früher her erinnern, an Psalmen, die sie oft gebetet, und Lieder, die sie gerne gesungen haben. „Das Gefühl, im verwirrenden Alltag wieder etwas Vertrautes und Bekanntes zu erleben, beruhigt die Menschen mit Demenz.“ Es schenkt ihnen Geborgenheit und Sicherheit, meint die Pfarrerin. Inseln im Meer des Vergessens nennt sie solche Momente. „Wenn die Menschen nur ein wenig spüren, dass Gott sie so liebt, wie sie jetzt sind, dann tröstet das sehr. Und dann ist ‚Evangelium‘ gut angekommen.“

Neben der gewohnten, immer gleichen Liturgie und den vertrauten Worten sind auch **Dinge zum Anfassen** im Demenzgottesdienst wichtig. Auf dem grauen Boden des Pflegeheims liegt deshalb jetzt ein großer weißer Flügel mit echten Federn, den alle zuvor anfassen durften, auf einem grünen Tuch: Auch Engel dürfen müde sein und ihre Flügel ablegen, war heute das Thema der Andacht. Gott schenkt ihnen neue Kraft.

Vor allem spielen **körperliche Nähe** und Berührungen eine essenzielle Rolle für Menschen mit Demenz. Die Alten- und Pflegeheimseelsorgerin steht deshalb nicht die ganze Zeit vor dem Altar. Sie geht immer wieder zu den Demenzkranken, nimmt ihre Hand, berührt sie

kurz an der Schulter oder am Kopf. Nähe zulassen, sich auf die Bedürfnisse der Demenzpatienten einlassen, es scheint, dass Veronika Raue genau das leichtfällt. Wer sie im Gottesdienst beobachtet, gewinnt schnell den Eindruck, sie spüre, was ihre Gottesdienstteilnehmer jetzt brauchen. Ab und zu ist es eine kurze, direkte Ansprache – „das Lied, das können Sie doch auswendig, Frau Fugmann“ –, manchmal ein fester Händedruck, den der ältere Mann im Rollstuhl mit einem kurzen Lächeln quittiert, immer wieder aber auch ganz praktische Hilfe. So gelingt es der Pfarrerin, die wimmernde Dame zu beruhigen, nachdem sie ihr mit den Worten „Ihnen tut der Hintern weh, stimmt’s?“ ein Kissen untergeschoben hat. Und wenn der alte Mann, der während des Gottesdienstes ganz aufrecht und vollkommen regungslos auf seinem Stuhl gesessen hat, beim Segen, den Raue jeder und jedem persönlich spendet, am Ende Tränen in die Augen bekommt, dann ist das für die Theologin ein gutes Zeichen: „Dann ist etwas zu ihm durchgedrungen!“

Markus Schmitt, der für die Betreuung und Aktivierung im Seniorenzentrum zuständig ist, unterstützt Raue bei den Andachten für die Demenzkranken. Er ist immer wieder überrascht, wie sehr die älteren Frauen und Männer sich in und durch den Gottesdienst verändern. „Manche Menschen sitzen den Tag über

eigentlich nie still“, erzählt er und deutet dabei auf eine ältere Frau. „Sie ist eigentlich sehr unruhig, geht oft hin und her.“ Im Gottesdienst aber sitze sie eine halbe Stunde entspannt und ruhig auf dem Stuhl. „Ich spüre, dass der Gottesdienst allen guttut“, versichert er. **„Gottesdienst, ja das ist schön“**, mischt sich die ältere Frau ein, „sehr schön.“ Markus Schmitt lächelt. „Sehen Sie, das ist es, was ich meine“, sagt er dann.

Doch nicht immer gelingt der Gottesdienst, nicht immer schafft es Veronika Raue, zu ihren „Gemeindegliedern“ durchzudringen. „Manchmal sind meine Andachten eben doch viel zu hoch“, räumt sie ein, lacht und erzählt dann von der in der letzten Woche. „Da hat eine Frau irgendwann mittendrin gebrüllt: ‚Es reicht!‘“ Und da wusste die Pfarrerin, dass es ihr nicht gelungen war, sich wirklich auf die Menschen mit Demenz einzustellen. Sie lacht wieder. „Demenzpatienten geben einem eben immer auch eine direkte Rückmeldung. Sie sind nicht höflich und das ist gut so. So lerne ich dazu.“ Und dieses unverstellte, ehrliche Feedback ist auch eine der Herausforderungen bei dieser Art der seelsorgerlichen Begleitung. Eine Herausforderung, der sich Veronika Raue gerne und mit großem Engagement immer wieder stellt.

Um die eigene Seele kümmern

Zur Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern gehört es, Menschen in Lebens- und Glaubenskrisen zu begleiten. Von ihnen wird erwartet, dass sie ein offenes Ohr für jedes Problem haben, dass sie Rat geben, wenn jemand Rat sucht, dass sie offene Häuser und offene Herzen für junge, alte, einsame, kranke, traurige oder glückliche Gemeindeglieder haben, dass sie seelsorgerlich begleiten und beraten, wo und wann immer das gewünscht und gebraucht wird. Doch an wen wendet sich der Pfarrer selbst, wenn er nicht mehr weiterweiß?

► Wenn der Pfarrer in einer Sinnkrise oder einer beruflichen Sackgasse steckt, wenn er an seine eignen Grenzen kommt, er sich ausgebrannt, mut- und hilflos fühlt: was dann? **Wohin geht ein Seelsorger**, wenn er selbst seelsorgerliche Hilfe benötigt? „Die Tatsache, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ein seelsorgerliches Angebot brauchen, ist in den letzten Jahren stärker ins Bewusstsein von Kirchenleitung und Pfarrerschaft gerückt“, sagt Anna Christ-Friedrich, Seelsorgerin für Seelsorgende in der Prälatur Heilbronn und damit eine von drei Pfarrern, die in der Landeskirche diese Art der seelsorgerlichen Begleitung anbieten. „Wer es sich zur Aufgabe macht, das Leben von Menschen zu retten, fängt am besten mit dem eigenen Leben an“, heißt es in dem Film „Playing God“. Dort ist das Zitat auf einen Arzt gemünzt, doch es gilt auch für Seelsorger. Denn nur wer sich um die eigene Seele kümmert und auf sie achtet, kann das auch bei anderen und für andere tun. Für Seelsorgende, ist Christ-Friedrich überzeugt, ist eine differenzierte Selbst- und Fremdwahrnehmung in Bezug auf sich selbst entscheidend. „Meiner Erfahrung nach sind die besten Seelsorger die, die selbst seelsorgerliche Angebote in Anspruch nehmen“, glaubt sie.

Seit gut einem Jahr bietet die Pfarrerin seelsorgerliche Begleitung für Pfarrerinnen und Pfarrer an – ihre größte Sorge am Anfang der Amtszeit: „dass keiner kommt“. Eine Befürchtung, die sich nicht bewahrheitet hat. Insgesamt **83 Beratungen** und Begleitungen hat Christ-Friedrich mittlerweile hinter sich. Manchmal genügt ein einziges Gespräch – manchmal ist es ein zeitintensiver Prozess. Beides ist wichtig. Die Probleme, mit denen die Seelsorgenden zu ihr kommen, sind ganz unterschiedlich: „Die Kollegen müssen im beruflichen Alltag mit vielen unterschiedlichen Anforderungen

umgehen. Das stellt sie selbst, aber auch ihre Familien immer wieder vor Probleme“, erzählt die promovierte Theologin. Vor allem im ländlichen Raum sei der öffentliche Druck, der auf Pfarrern laste, enorm. „Sie stehen oft unter Beobachtung und es wird von ihnen erwartet, dass sie eine Vorbildfunktion übernehmen“, sagt die zweifache Mutter, die selbst mit einem Pfarrer verheiratet ist.

Bei Anna Christ-Friedrich haben die Seelsorgenden die Chance, sich **alles von der Seele zu reden**: Den Konflikt mit dem Kirchengemeinderat, den Ärger mit einem Kollegen, die Probleme mit den Kindern oder dem Partner. Einige kommen auch, weil sie vor beruflichen Entscheidungen stehen. Und immer wieder geht es in den Gesprächen um theologische Fragen. „Im Alltag haben viele nicht die Zeit, sich mit solchen Themen wirklich auseinanderzusetzen.“ Aufgabe der Theologin, die über eine Zusatzausbildung in Coaching und Supervision verfügt, ist es zunächst, Gespräche anzubieten, zuzuhören, dann „Dinge zu ordnen“ und nach Unterstützungs- und Hilfeangeboten zu suchen. Dabei hilft ihr, dass sie früher im Personaldezernat des Oberkirchenrats tätig war und deshalb mit den innerkirchlichen Strukturen vertraut ist und einen Überblick über Angebote und Ansprechpartner hat, an die sich Pfarrerinnen und Pfarrer

wenden können. So kann sie praktische Hilfe leisten. In erster Linie aber will die promovierte Theologin Seelsorgende dabei unterstützen, achtsam mit sich selbst umzugehen. Eine Sache, die viele Pfarrerinnen und Pfarrer erst noch lernen müssen: „Wie viele andere Menschen in Helferberufen tun sich Seelsorger schwer, Hilfe einzufordern und anzunehmen“, weiß Christ-Friedrich. Umso wichtiger ist es ihrer Meinung nach, dass es spezielle Angebote gibt, in denen Seelsorgende in einem geschützten Raum Rat und Hilfe bekommen.

Angelika Hensolt ■



..... Sterbende begleiten

Ein religiöses Gegenüber sein

Seelsorge im Krankenhaus und im Hospiz – das heißt, Menschen in extremen, meist existenziellen Situationen zu begleiten. Seit 2003 ist Elisabeth Kunze-Wünsch Seelsorgerin im Bürgerhospital und im Hospiz Stuttgart. Sie begleitet Kranke und Sterbende, aber auch Angehörige, Ärzte und das Pflegepersonal.

► Henriette M.s Mann liegt im Sterben. Seit zwei Wochen wird er auf der Palliativstation des Stuttgarter Bürgerhospitals betreut und vermutlich wird er nicht mehr nach Hause zurückkehren können. Für die 70-Jährige ist das eine schwere Zeit: Zur Sorge um ihren Mann, zur Trauer und Angst kommen praktische Fragen, die sie bedrücken. „Dass mein Mann vermutlich nicht daheim sterben kann, belastet mein Gewissen“, sagt die schlanke Frau mit den kurzen grauen Haaren. Mit Elisabeth Kunze-Wünsch kann Henriette M. über ihre Nöte sprechen, „es tut gut, dass jemand da ist, der einem zuhört“. Die Pfarrerin ist eine von fünf Seelsorgenden – drei evangelischen und zwei katholischen – die im Stuttgarter Bürgerhospital da sind, wenn Kranke und Sterbende, ihre Angehörigen, Ärzte oder Pflegepersonal seelsorgerliche Betreuung brauchen. „Ich verstehe mich als **geistliche Begleiterin**, als jemand, der zuhört und sich einfühlt in die Situation der Betroffenen“, so beschreibt Kunze-Wünsch ihre Aufgabe. Sie wolle den Menschen ein religiöses und mitfühlendes Gegenüber sein.

Krankenhausseelsorge bedeutet, beinahe täglich mit Krankheit, Trauer, Angst und Tod konfrontiert zu werden. „Sicherlich gibt es immer wieder Erlebnisse, die mir sehr, sehr nahegehen“, sagt die blonde 55-Jährige und erzählt von dem knapp 60 Jahre alten Mann, der kurz nach dem Krebstod seiner Frau eine eigene Krebsdiagnose verkraften muss, und von dem sterbenden Mann, der seine Söhne nicht mehr sehen möchte, weil er Angst hat, jeder Abschied von seinen Kindern könnte ein Abschied für immer sein.

Ihre fundierte Ausbildung – Kunze-Wünsch hat eine Zusatzausbildung als Lehrsupervisorin und Palliative-Care-Kraft – helfe ihr, die notwendige Distanz zu wahren. „Nur wenn mir das gelingt, kann ich die Menschen hier wirklich begleiten und unterstützen“, meint sie und fügt dann mit einem Lachen hinzu, „außerdem weiß ich mittlerweile auch, wie ich mir selbst etwas Gutes tun kann.“ Und tatsächlich, die Theologin macht keinen vergrämten oder traurigen Eindruck. Wenn sie von ihrer Arbeit und den Menschen erzählt, die sie begleitet, ist ihr die Freude daran deutlich anzumerken. „Ich habe die Chance, mich ganz auf Seelsorge zu konzentrieren. Das empfinde ich als sehr befriedigend.“ Zudem erlebe sie in der Klinik und im Hospiz nicht nur Schmerz und Leid, sondern auch viel Positives: „Die meisten Menschen sind unglaublich dankbar“, sagt Kunze-Wünsch. Auch Henriette M. ist froh, dass Elisabeth Kunze-Wünsch immer wieder im Zimmer ihres Mannes vorbeischaute. Ihr tun die Gespräche mit der Seelsorgerin gut – und sie ist überzeugt, dass viele Menschen im Krankenhaus oder Hospiz einen Ansprechpartner für religiöse Anliegen suchen: „Spirituelle Fragen, das ist etwas, was in einer Situation wie der meinen sicherlich immer wieder thematisiert wird“, meint sie.

Mit der **Frage nach dem „Warum“**, mit der Angst vor dem eigenen Sterben, mit der Suche nach Gott, damit wird Kunze-Wünsch immer wieder konfrontiert. „Viele Patienten hier setzten sich mit Spiritualität auseinander.“ Und auch bei manchen, die sich nicht mehr äußern können, spüre sie eine Sehnsucht nach spiritueller Begleitung, nach Segnung oder Salbung.

„Sterbende Menschen haben ganz unterschiedliche Bedürfnisse“, weiß Kunze-Wünsch. „Es gibt Menschen, die beruhigt ein geistliches Lied, das ich singe. Andere können damit gar nichts anfangen.“ Manche wünschten sich eine Berührung, manche brauchten körperliche Distanz. Bei ihrer Suche nach dem, was der Kranke oder Sterbende will und braucht, ist die Theologin nicht auf sich alleine gestellt, sondern in Krankenhaus und Hospiz eingebunden in ein multiprofessionelles Team, in dem Ärzte, Pflegende und Seelsorger zusammenarbeiten. Immer mehr Ärzte erkennen mittlerweile, dass es nicht nur darum gehe, Leber, Milz oder Galle zu versorgen, sondern dass auch die „Pflege der Seele“ eine entscheidende Rolle spiele. „Wir arbeiten gut zusammen“, versichert Kunze-Wünsch.



Von der heilsamen Wirkung des Zuhörens überzeugt: Pfarrerin Elisabeth Kunze-Wünsch.

Und für einige Mitarbeitende ist die Pfarrerin nicht nur ihre Kollegin im Team, sondern zugleich auch ihre Seelsorgerin. „Vor allem die Pflegenden sind permanent in einer Extremsituation“, erklärt sie und verweist auf die immer stärker werdende Ökonomisierung des Gesundheitswesens, die zu einer „strukturellen Überforderung“ von Pflegern, Schwestern und Therapeuten führe. „Da komme ich schon an meine Grenzen, denn verändern kann ich diese Rahmenbedingungen natürlich nicht.“ Aber Elisabeth Kunze-Wünsch kann zuhören – und dass das eine heilsame Wirkung haben kann, davon ist die Klinikseelsorgerin überzeugt.

Angelika Hensolt